

## **Laudatio zum neuen Lyrikband «In meiner Suche werde ich gefunden» von Erich Pfefferlen; Augsburg 19.04.2024**

Mario Andreotti

Verehrter Herr Pfefferlen, lieber Erich,  
 Sehr geehrter Herr Bürgermeister Kränzle,  
 Verehrter Herr Büngen vom Geest-Verlag,  
 Lieber Herr Kriegler,  
 Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Ich freue mich, hier in Augsburg sprechen zu dürfen, in einer Stadt, die geschichtsträchtiger nicht sein könnte, denken wir nur an die Fugger, ohne deren Darlehen selbst Karl V. nicht hätte Kaiser werden können. Ich habe zudem gelesen, dass Augsburg die grösste Anzahl gesetzlicher Feiertage in Deutschland hat. Ach, wäre das schön, so viele Feiertage! Da überlegt man sich schon, nach Augsburg zu wechseln. Aber für Schweizer, die nicht einmal über einen EU-Pass verfügen, wird es mit der Niederlassungsbewilligung, Herr Bürgermeister, höchstwahrscheinlich nichts werden. Also bleiben wir in St. Gallen. So, nun aber zur Sache.

1968 brachte die Lyrikerin Hilde Domin ein Buch mit dem schlagenden Titel «Wozu Lyrik heute?» heraus - zu einer Zeit, in der nicht wenige Zeitgenossen Poesie für bourgeoises Teufelszeug hielten. Selbst ein Günter Eich stellte damals kategorisch fest, Gedichte seien überflüssig, unnützlich und wirkungslos. Die damalige Ablehnung der Lyrik, die vielen Begräbnisreden auf die Poesie, sind heute nicht nur freundlicher Gleichgültigkeit gewichen - nein, Lyrik ist wieder «in», Gedichte werden wieder gelesen und vor allem auch geschrieben. Sie scheinen gerade in unseren Tagen einem tiefen, geradezu existentiellen Bedürfnis zu entspringen, einem Bedürfnis in einer Welt, in der Flucht, Exil und Tod zu Konstanten geworden sind. Besonders eindrücklich äussert sich das in den Gedichten eines Mannes, für den die Literatur geradezu ein Lebenselixier ist. Friedrich Hölderlins berühmtes Wort «Was bleibt aber, stiften die Dichter» würde für ihn auch gelten. Es ist unser *Erich Pfefferlen*, der als längst bekannter Lyriker, zusammen mit seiner Gattin Conny, in Horgau im Landkreis Augsburg lebt. Seinen neuen Gedichtband «*In meiner Suche werde ich gefunden*», eben erst im Geest-Verlag erschienen, heben wir heute Abend zusammen aus der Taufe.

Nun ist Erich Pfefferlen aber nicht nur Lyriker, sondern schreibt auch Essays und Kurzprosa. Zudem ist er studierter Germanist, war er Studiendirektor und in dieser Funktion auch Literaturbeauftragter an den bayrischen Schulen. Wirft man einen Blick auf die lange Liste seiner Veröffentlichungen und vor allem seiner zahlreichen Auszeichnungen und seiner vielen Lesungen, zu denen er eingeladen wird, wie vor einem Monat wieder zum Welttag der Poesie, so muss man vor Neid fast erblassen. Erich Pfefferlen ist im wahrsten Sinne des Wortes, ähnlich wie viele Lyriker des Barocks oder wie ein Gottfried Benn oder ein Thomas Mann, ein «poeta doctus», ein gelehrter Dichter, der natürliche dichterische Begabung mit reichem, von der Kultur unserer Zeit geprägtem Wissen zu verbinden weiss. Die Lektüre seiner Gedichte geht einem denn auch nicht leicht von der Hand; es sind nicht Gedichte, bei denen der Leser, ohne zu begreifen, einfach mitschwingt, wie das der Germanist Emil Staiger, mein damaliger Lehrer in Zürich, ausgehend von den romantischen Gedichten Mörikes und Brentanos, von sogenannten «echter Lyrik» gefordert hat. Es handelt sich im Gegenteil um Gedichte, die trotz ihrer Anmut weniger von Gefühl und Stimmung als vielmehr von Erkenntnis und Reflexion des Lesers leben. Und dies fast im Sinne der politischen Lyrik Bertolt Brechts, dessen Weg bekanntlich von *Augsburg* nach Berlin führte.

Bevor ich nun, verehrte Anwesende, Ihnen an einigen Beispielen die einzigartige Schönheit von Erich Pfefferlens Gedichten aufzeige, erlauben Sie mir, ein paar Worte zu dem etwas ungewöhnlichen Titel «In meiner Suche werde ich gefunden» des neuen Lyrikbandes zu verlieren. Paul Celan, der grosse jüdisch-deutsche Lyriker, hat einmal vom Gedicht gesagt, es spreche «immer nur in seiner eigenen, allereigensten Sache». Könnte es sein, dass der Titel von Erich Pfefferlens Lyrikband entfernt an dieses Wort Celans anklängt? Paul Celan fährt dann fort, dass es von jeher zu den Hoffnungen des Gedichts gehört habe, gerade auf diese Weise in eines anderen, vielleicht in eines ganz Anderen Sache zu sprechen.» In der Sache eines anderen Menschen möchte ich, mit Blick auf die Gedichte von Erich Pfefferlen, beifügen und möglicherweise sogar in der Sache dessen, der mit der Scheu negativer jüdischer Theologie als der ganz andere angesprochen wird: in der Sache Gottes.

An einem kurzen, auf den ersten Blick völlig unscheinbaren Gedicht aus dem neuen Lyrikband möchte ich aufzeigen, was es mit der Formel «in der Sache eines Anderen», wenn wir ihre

Aussage etwas erweitern, auf sich haben könnte. Das Gedicht, ein schlichter Fünfzeiler, lautet wie folgt:

**Warum**  
**muss man**  
**dir erst entkommen**  
**immer wieder**  
**um dir wieder**  
**begegnen zu können**

Das Gedicht ist, an Bertolt Brechts Zeitgedichte erinnernd, nach dem dialektischen Prinzip, d.h. nach dem Prinzip der Widersprüchlichkeit, aufgebaut: Wer dem Du begegnen will, muss ihm erst entkommen. Aber wer ist dieses Du, dem man entkommen muss, um ihm wieder begegnen zu können? Ist es ein Mensch, ein guter Freund, oder verbirgt sich dahinter gar Gott als der Nahe und doch ganz andere, als das absolute Du, wie der französische Existenzialist und Dichter Gabriel Marcel es umschrieben hat? Wir erfahren es nicht, müssen es offenlassen. Doch gerade diese Offenheit der Deutung, die für moderne Gedichte bezeichnend ist und die vom Leser nicht Identifikation, sondern Reflexion abverlangt, verleiht diesem kleinen Gebilde seine unverwechselbare Eigenart, gibt ihm aphoristischen Glanz.

Geschätzte Anwesende, ich sagte fast zu Beginn meiner Laudatio, unser gefeierter Lyriker Erich Pfefferlen sei ein «poeta doctus», ein gelehrter Dichter, der das Bildungsgut einer ganzen Epoche in sein lyrisches Werk integriere. Bei der Lektüre seiner Gedichte spüren wir auf Schritt und Tritt, wie reiches Wissen aus der Geistes- und Kulturgeschichte in seine Texte einfließt. Machen wir das gleich an einem Beispiel deutlich, an einem Gedicht, das den philosophisch anmutenden Titel «NOCH IMMER fragst du» trägt:

**NOCH IMMER fragst du**  
**woher du kommst**  
**wohin du gehst**  
**weisst nur**  
**dass du gerade**  
**bist dazwischen**

**eingeklemmt  
fühlst du dich**

**wohl**

**in diesem zustand  
jetzt**

**wenn  
du nicht fragst  
nach dem woher, wohin**

Die Frage, woher wir kommen, wohin wir gehen, die Erich Pfefferlen in seinem Gedicht stellt, gehört seit den Anfängen der abendländischen Philosophie in der griechischen Antike, seit Sokrates und Platon, zu den grundlegenden philosophischen Fragen. Der Sprecher in unserem Gedicht, das lyrische Ich lässt die Frage offen, rät dem angesprochenen Du sogar, damit es sich wohl fühlt, sie erst gar nicht zu stellen. Das erinnert auffallend an Martin Heideggers Existenzphilosophie, an seine Deutung des Daseins als «Geworfensein». wobei dem Menschen das «Woher» und das «Wohin» verborgen bleiben. Während aber bei Heidegger diese Bestimmungslosigkeit der menschlichen Existenz zu einem Dasein in Angst und Sorge wird, löst sie im Gedicht von Erich Pfefferlen ein Gefühl des Wohlbefindens aus. «Eingeklemmt fühlst du dich wohl», heisst es da. Hier fühlt sich der Mensch in der Endlichkeit seines Lebens zwischen Geburt und Tod von aussichtslosen existentiellen Fragen befreit. So gewinnt unser Gedicht, indem es, gleichsam verhüllt, auf Heideggers Vorstellung vom Dasein in Angst und Sorge anspielt, sie dialektisch umkehrend, etwas hoffnungsvoll Befreiendes.

Überblicken wir die Gedichte in Erich Pfefferlens neuem Lyrikband, so können wir unschwer feststellen, dass wir es mit einer Vielfalt an lyrischen Formen und Themen zu tun haben. Da finden sich Gedichte, um aus meinem Nachwort zum Lyrikband zu zitieren, die ohne Zweifel der hermetischen Lyrik angehören, neben solchen in der Tradition der Erlebnislyrik, da gibt es Gedichte in Liedform neben experimentellen Gedichten bis hin zur konkreten Poesie, Prosagedichte neben äusserst verknüpften, lakonischen Gedichten und nicht zuletzt Haikus neben Gedichten aus dem Bereich der Gedankenlyrik.

Doch reden wir nicht lange, zeigen wir das eben Gesagte lieber an konkreten Beispielen. Im ersten dieser Beispiele, im Gedicht mit dem Titel «wir sind bewohnt», wobei der Titel, wie in

vielen Gedichten von Erich Pfefferlen, gleich in die erste Zeile überleitet, haben wir es mit einer entfalteten Sprache aus unverkürzten Sätzen zu tun, wie wir das sonst nur in traditionellen Gedichten, etwa in der Erlebnis- und Stimmungslirik, vorfinden. Dass es sich hier aber keineswegs um Erlebnislyrik handelt, machen schon die Reimlosigkeit und das freie Metrum des Gedichtes, aber auch das fast fehlende lyrische Ich deutlich. Das Gedicht lautet wie folgt:

**wir sind bewohnt  
 von vielen wunden  
 doch darf man sich nicht täuschen  
 die sterblichkeit der träume  
 kennt niemals ein erbarmen  
 doch wenn man in die Hände spuckt  
 klopft pralles leben an der haustür an  
 und niemand wurde dafür gemacht  
 ihm die türe nicht zu öffnen  
 es nicht in vollen zügen zu geniessen  
 in jeder stunde an jedem tag**

Gerade weil wir um die Unausweichlichkeit des Todes wissen, sollen wir das pralle Leben «in jeder Stunde und an jedem Tag» in «vollen Zügen» geniessen. So eine mögliche Aussage des Gedichtes. Dass sich hinter dieser Aussage die barocke Idee des «Carpe diem», des «Pflücke den Tag» eines Martin Opitz neben der schon im Alten Testament aufscheinenden Idee der Vanitas, der Vergänglichkeit alles Irdischen, verbirgt, dürfte kaum bezweifelt werden. Das Gedicht «wir sind bewohnt» zeigt einmal mehr, wie es Erich Pfefferlen gelingt, uralte biblische und barocke Motive in einem neuen Gewand zu präsentieren und damit eine Grundsituation des menschlichen Lebens sichtbar zu machen.

Moderne Gedichte, liebe Anwesende, neigen dazu, die Sprache auf wenige Grundvorgänge zu reduzieren, gleichsam zu verknapfen. Denn je knapper ein Gedichtstext ist, desto bedeutungsschwerer wiegt das einzelne Wort, desto reicher ist es an mitschwingenden Assoziationen. Die Lyriktheorie hat für die Verknapfung der Sprache in modernen Gedichten den Fachbegriff «Lakonismus» geprägt und bezeichnet solche Gedichte als «lakonische Gedichte». Ein solch lakonisches Gedicht aus der Feder unseres gefeierten Lyrikers, übrigens eines der schönsten

Gedichte im neuen Lyrikband, das den schlichten Titel «die zwei» trägt, möchte ich Ihnen nun vorstellen:

**die zwei**  
**Vielleicht**  
**sind die grössten**  
**magneten**  
**die mächtigsten**  
**kräfte**  
**die grössten**  
**geheimnisträger**  
**die liebe**  
**und der tod**  
*der tod*  
*und die Liebe*

Wüsste ich nicht, dass dieses Gedicht von Erich Pfefferlen stammt, ich würde es von der Form und vom Thema her am ehesten dem österreichischen Lyriker Erich Fried zuschreiben. Aber das Gedicht stammt von Erich Pfefferlen. Ein wunderbares Gedicht. Aber warum? Ganz einfach deshalb: weil es so einfach ist. Sehen Sie nur, liebe Hörerinnen und Hörer, dass das Gedicht aus einem einzigen Satz besteht, der fast wie eine Klimax, eine stufenweise Steigerung der Aussage - die grössten magneten, die mächtigsten kräfte, die grössten geheimnisträger - angeordnet ist. Da ist kein Wort zu viel und keines zu wenig.

Dazu kommt der kunstvoll als Chiasmus gestaltete Schluss, indem die Wörter «liebe» und «tod» kreuzförmig umgestellt werden: «die liebe und der tod / der tod und die liebe». Diese Umstellung verleiht dem Gedicht etwas Musikalisches, wie es zur ursprünglichsten Form der Lyrik seit der griechischen Antike gehört. Und noch etwas, liebe Freundinnen und Freunde der Lyrik: Erich Pfefferlens Gedicht besingt am Schluss die Macht des Todes und die Kraft der Liebe, die nach christlicher Überzeugung den Tod überdauern kann. Erinnert das nicht ein wenig an den Schluss des berühmten «Hoheliedes der Liebe» im ersten Korintherbrief, wo es heisst «Am höchsten aber steht die Liebe». Wir lassen das wieder offen.

Ist im Gedicht «die zwei», das ich Ihnen eben vorgestellt habe, trotz der sprachlichen Verknappung, die Sprache grammatisch noch intakt, so bricht Erich Pfefferlen sie in einigen seiner Gedichte vollständig auf, zerlegt er sie gleichsam und montiert er die Wörter neu. Diese Reduktion der Syntax ist ein Verfahren, das wir in der modernen Lyrik seit dem Expressionismus und dem Dadaismus zur Zeit des Ersten Weltkrieges und seit der Wiener Gruppe kurz nach dem Zweiten Weltkrieg häufig antreffen. Die Sprache des Gedichts wird damit zum Ausdruck einer auseinanderfallenden Welt. Zeigen wir das am Gedicht «am rande der sprache», das folgendermassen lautet:

**zauber gegen die  
nach einer lesung  
hörte jemand sagen:  
vom zahn zur lippe  
GEDICHTE: schwingungen  
in den abfalleimer, husch  
im oktober 1979  
ich suche  
heute entdeckte ich  
für f. mayröcker  
bücher auf  
überzeugt von  
misstrauisch macht  
geheimnis**

Wollen wir zu diesem Gedicht, geschätzte Anwesende, einen Zugang finden, so müssen wir so ziemlich alles vergessen, was wir über herkömmliche Lyrik, etwa über das romantische Naturgedicht, in der Schule gelernt haben. Das Gedicht hat mit Stimmung und Innerlichkeit, wie sie nach dem immer noch vorherrschenden Lyrikverständnis als oberster Wesenszug von Gedichten gelten, nicht mehr das Geringste zu tun. Hier ist nichts von idyllischer Beschaulichkeit, nichts vom harmonischen Zusammenspiel der Wörter. Im Gegenteil: Hier wird die Sprache aufgebrochen, werden entfaltete Sätze auf agrammatische Wortkombinationen zurückgeführt: «zauber gegen die nach einer lesung hörte jemand sagen» oder etwa «überzeugt von misstrauisch macht geheimnis» usw. usf.

Nun ist diese Aufsplitterung der Sprache in Satzfragmente, wie wir sie nicht nur hier, sondern bei vielen modernen Lyrikern vorfinden, nicht irgendeine artistische Spielerei; in ihr drückt sich vielmehr ein verändertes Verhältnis zur Sprache aus, das Bemühen nämlich, die durch eine

lange Tradition verfestigte, oft zu reinen Worthülsen verkommene Sprache immer wieder aufzulösen, ja mit ihr zu experimentieren, um uns Leser zu zwingen, über die Sprache und ihren Gebrauch nachzudenken. Nicht umsonst lautet der Titel des Gedichts «Am Rande der Sprache» und nicht umsonst wird im Gedicht die bedeutende Wiener Lyrikerin Friederike Mayröcker angesprochen, die in ihren «totalen Gedichten», wie sie ihre Lyrik bezeichnenderweise nannte, mit den Normen der Grammatik immer wieder gebrochen hat.

Und noch etwas: Erich Pfefferlen macht in seinem Gedicht das Lesen von Gedichten, das dichterische Sprechen «vom Zahn zur Lippe» selbst zum Thema. Damit ist er innerhalb der modernen Lyrik in bester Gesellschaft. Seit Gottfried Benn gehört es nämlich zu den Besonderheiten der neueren Lyrik, das dichterische Schaffen, den Schreibprozess selbst zu thematisieren. Die Literaturwissenschaft nennt solche Gedichte, zu denen auch unser Gedicht «Am Rande der Sprache» gehört, poetologische Lyrik. Das alles muss man wissen, wenn man Erich Pfefferlens Gedicht verstehen, ihm auch aus ästhetischer Sicht gerecht werden will.

Geschätzte Hörerinnen und Hörer, ich möchte meine Laudatio nicht schliessen, ohne Ihnen noch kurz ein letztes Gedicht, ja ein Kleinod, aus der Feder unseres Autors vorzustellen. Es ist ein Gedicht aus dem Genre der Gedankenlyrik, ähnlich den philosophischen Gedichten Friedrich Schillers, und besingt menschliche Entwicklung und Veränderung als Gegensatz zum Stillstand. Das Gedicht erinnert stark an Goethes Idee der Metamorphose, der Entwicklung und Verwandlung bei Pflanze, Tier und Mensch, die der inneren Notwendigkeit folgen. Doch hören Sie selber:

**in der veränderung**

**liegt ein glück  
denn nichts ist  
öder als der status quo  
nichts interessanter**

**als ein werk in bewegung  
wenn die entwicklung entspringt  
innerer notwendigkeit**

Gute Lyrik, verehrte Anwesende, ist nicht nur irrationale Stimmungskunst; sie muss auch stören, irritieren und uns Leserinnen und Leser damit zur Reflexion zwingen. «Dichtung ist Widerspruch, nicht Zustimmung zum Bestehenden», hat Hans Magnus Enzensberger einmal



geschrieben. Das gilt für die moderne Lyrik und hier für die Gedichte von Erich Pfefferlen in besonderem Masse. Ihre Texte machen uns vielleicht nicht tauglicher für diese Welt, aber feinfühlicher, scharfsinniger, hellhöriger, kritischer. Mit einem Wort: reicher. Liebe Freundinnen und Freunde der Lyrik Erich Pfefferlens, meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

*Mario Andreotti*, Prof. Dr., geb. 1947, ist Literaturwissenschaftler und war unter anderem als Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen tätig. Er wirkt heute noch als Fachreferent in der Fortbildung der Lehrkräfte an höheren Schulen und leitet Literaturseminare. Daneben ist er Mitglied der Jury für den Bodensee-Literaturpreis und Sachbuchautor. Von ihm erschien im Haupt Verlag Bern unter anderem der UTB Band *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens*, der längst als Standardwerk der literarischen Moderne gilt und 2022 bereits in 6., stark erweiterter und aktualisierter Auflage vorliegt. Wohnadresse des Referenten: Birkenweg 1, CH-9034 Eggersriet; [mario.andreotti@hispeed.ch](mailto:mario.andreotti@hispeed.ch)